

Paul Morphy,
seine einseitige Begabung und Krankheit.

Von

Dr. Wern. H. Becker,

Oberarzt an der Landesirrenanstalt Herborn i. Nassau.

(Eingegangen am 15. Dezember 1920.)

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts tauchte am Himmel der Schachwelt ein Stern auf von bisher nie gesehener Größe und Helligkeit. Er stellte alles in den Schatten, was an Schachgrößen existierte, und die größten Schachmeister der alten sowohl wie der neuen Welt wurden von ihm so geschlagen, wie sonst nur der Geübte den Anfänger zu besiegen pflegt. Dieser unerreicht große Schachspieler hieß Paul Morphy.

Morphy wurde am 22. Juni 1837 zu New Orleans geboren. Der Vater war Rechtsanwalt, Abgeordneter und später Mitglied des höchsten Gerichtshofes im Staate Louisiana, die Mutter eine Kreolin französischer Abstammung und anscheinend musikalisch hochbegabt, da sie nicht nur fertig Klavier spielte, sondern auch eigene Kompositionen schuf. Im elterlichen Hause war das Schachspiel hoch in Ehren, und so wird Paul früh ans Brett geführt, wo er ein äußerst gelehriger Schüler war. Als Zehnjähriger spielte er schon eine Partie, die der Onkel aufzeichnete und einer angesehenen Schachzeitschrift zusandte; als Zwölfjähriger war er bereits seiner ganzen Verwandtschaft im Schachspiel überlegen und im Jahre 1850 besiegte er gar schon im Wettkampf die berühmten Schachmeister Rousseau und Löwenthal. Gleichzeitig erhielt er eine gute Schulausbildung, wo er für klassische Sprachen und Lehrstoffe Begabung zeigte, in der Mathematik dagegen wenig Anlagen aufwies¹⁾. Er machte 1855 eine Abgangsprüfung in St. Josephs-College, einem von Jesuiten geleiteten Internat. Dann studierte er Rechtswissenschaft an der Universität von Louisiana und erhielt 1857 durch eine erfolgreiche Prüfung die Zulassung zur Rechtspraxis an den Gerichtshöfen seines Heimatstaates.

¹⁾ Sonst findet man mathematische und Schachbegabung vielfach vergesellschaftet. Herr Professor Engel in Gießen erklärte mir diese Tatsache damit, daß mathematische, z. B. geometrische Aufgaben und Schachspiel in gleicher Weise erforderten, daß viele logische Assoziationen gleichzeitig zur Verfügung stehen.

Bis dahin ist die Entwicklung eine ziemlich normale. Ohne viel Kommentar ist es für den deutschen Beurteiler schwer, sich ein Bild zu machen, welche Forderungen an den Geist und das Wissen des 20jährigen gestellt worden sind, aber man mag zugunsten unseres Freundes annehmen, daß er nahezu das geleistet, auf das in Deutschland ein frischgebackener Referendar stolz sein zu können glaubt. Nun aber kommt ein sichtliches Nachlassen der geistigen Fähigkeiten im allgemeinen, einhergehend mit machtvолlem Anschwellen des Schachgenies. Es wird den Nichtschachspieler wenig interessieren, wenn ich hier Einzelheiten aufführe, und ich begnüge mich deshalb mit dem Bericht, daß der jugendliche Schachkünstler zunächst alle Schachmeister der Großstädte Nordamerikas, wie New York, wo er auf einem Turnier als weitaus erster Sieger hervorging, u. a. glatt in den Sand streckte, sich dann auf eine Tournee durch Europa begab und es in London und Paris mit gleichem Genie gegenüber den altbewährten europäischen Meistern genau so machte. In Deutschland trug damals die Schachpalme Professor Anderssen in Breslau, Mathematiker am dortigen Friedrich-Gymnasium. Anderssen reiste nach Paris, um sich hier Morphy zu stellen, und gewann von 11 Partien nur 2. Sein Urteil über Morphy lautete damals: „Wer mit Morphy spielt, lasse jede Hoffnung schwinden, daß derselbe in irgendeine noch so fein angelegte Schlinge gehen werde, sondern nehme an, daß sie so klar vor Morphys Augen liege, daß von einem Fehltritt gar nicht die Rede sein kann; vielmehr wenn man Morphy einen Zug machen sieht, der uns beim ersten Anblick als günstig für uns gefällt, so prüfe man den Zug ja recht genau, und es wird sich immer ergeben, daß derselbe nur zu richtig ist und daß jede vermeintliche Ausnutzung desselben nachteilig ausfallen würde.“

Nach Amerika heimgekehrt, hat Morphy fast nur noch sogenannte Vorgabepartien¹⁾ gespielt, oder von einem kleineren Match in Habanna abgesehen, speziellen Freunden zu Gefallen sich ans Brett gesetzt, von 1867 ab hat er überhaupt nicht mehr gespielt. In die Zeit von 1865 bis 1867 fällt offenbar der Beginn seiner geistigen Erkrankung. Nur daraus erklärt es sich z. B., daß er, als er im Jahre 1867 zum drittenmal, diesmal auf 18 Monate, nach Paris ging, das während seiner Anwesenheit dort stattfindende internationale Schachturnier nicht einmal als Gast besuchte. Seine Insuffizienz, eine Lebensstellung auszufüllen, mag nach der Heimkehr begünstigt worden sein durch den Ausbruch des amerikanischen Bürgerkrieges, aber wir können mit gutem Gewissen sie als von vornherein bestanden habend annehmen. In einer Dankesrede hat der ethisch anscheinend hochstehende Meister 1859 sich einmal folgendermaßen geäußert:

¹⁾ Bei Vorgabepartien gibt der stärkere Spieler von vornherein Figuren her oder läßt seinen Partner einige Züge voraus tun.

„... Das Schach ist nie etwas anderes gewesen und kann nie etwas anderes sein als ein reines Erholungsmittel; es sollte daher niemals zum Nachteil wichtigerer Beschäftigungen getrieben werden und niemals den Sinn seiner Anhänger ganz einnehmen. Es sollte vielmehr jederzeit mit Zurückhaltung und im Hinblick auf seinen eigentlichen Zweck gepflegt werden. Als einfaches Spiel, als Mittel, den Geist nach Berufsarbeiten und ernstern Lebensaufgaben zu erfrischen, verdient dasselbe unsere warme Befürwortung. Denn es ist nicht nur das weitaus anziehendste und lehrreichste, ja wissenschaftlichste Spiel, sondern zugleich das sittlich reinste aller Vergnügungsmittel. Ungleich anderen Belustigungen, deren Endziel oft in Gewinnsucht gipfelt, empfiehlt sich das Schach einer vernünftigen Einsicht durch den Umstand, daß seine kriegsbildlichen Kämpfe lediglich um der Ehre willen ausgefochten werden. Es ist im eminenten Sinne des Wortes ein ‚philosophisches‘ Spiel. Lassen Sie das Schachspiel den Kartentisch verdrängen und Sie werden einen großen Aufschwung in dem sittlichen Fortschritte der Menschheit gewahren. . . .“

Gewiß beherzigenswerte, goldene Worte, die den moralischen Qualitäten ihres Sprechers alle Ehre machen, und Morphy wird auch sonst als bescheidener, nie nach materiellem Gewinn strebender, hochherziger und feinfühligter Mensch geschildert. An seinen ethischen Fähigkeiten zu zweifeln, wäre deshalb unrecht. Indessen erscheint mir der Umstand zunächst bedeutsam, daß es ihm trotz glänzender Angebote der Presse, die wenig Mitarbeit, sondern nur die Hergabe seines Namens für Schachfeuilletons erfordert haben würde, nicht gelungen ist, sich dort eine befriedigende Dauerstellung zu erwerben. Man spreche doch nicht von unbefriedigender Tätigkeit! — Dann müßte ja jeder Musik-, Gesang-, Fecht- o. dgl. Lehrer einer Kunst, die keinen direkten wirtschaftlichen Nutzen für die Allgemeinheit abwirft, auch sich dauernd unbefriedigt fühlen in seinem Beruf. Und dabei war er ein vermögender Mann, dem sein sehr geschäftstüchtiger Vater 600 000 Mark hinterlassen hatte, er brauchte also nicht einmal auf volle Bezahlung seiner didaktisch-feuilletonistischen Tätigkeit zu sehen. Dennoch, und ohne einen anderen Beruf gefunden zu haben, legte er im Jahre 1861 alle derartigen Ämter nieder und erklärte wiederholt seinen Rücktritt vom öffentlichen Schachleben. Nur in Habanna hat er sich in der Folgezeit noch etliche Male betätigt.

Der Ansicht der älteren Psychiatrie folgend, daß Geisteskrankheiten meist aus psychischen Insulten erwachsen, wird nun die sich immer deutlicher zeigende geistige Umnachtung von seinen Biographen, besonders Dr. Max Lange, folgendermaßen geschildert:

„Es zog über seine Seele ein innerer unheilvoller Widerspruch zwischen Denken und Wollen herauf, der sein Geistesleben immer tiefer

umnachten mußte. Sattsam hatte er das Treiben der Professionsspieler, welche die edle, ihm ans Herz gewachsene Geisteserholung zum Erwerbsmittel herabwürdigten, in Paris und London kennengelernt, und sein künstlerischer Sinn, welchem die feine Spielführung und der schön errungene Sieg, selbst auf Seite des Gegners, allein zusagte, kehrte sich grundsätzlich ab von der ausschließlichen Sucht nach dem Gewinne, sei es der Partie selbst oder des Einsatzes. . . Im Besitze ausreichender Lebensmittel, wollte er folgerecht jeden Anschein, als mache er aus dem Spiel eine Lebensaufgabe, vermeiden. Aber er dankte jene Mittel dem berufsfreudigen Vater und vermochte doch nicht, diesem Vorbilde nachzueifern. . . . So wurde er in seiner Weise ein Opfer der Schachsirene, wenn auch auf anderem Wege als mancher neuere Schachjünger, dessen persönliche Eitelkeit der Schachruhm reizt und mitunter zu geistverderblicher Überhebung steigert“. Morphy lehnte später jede Schachtätigkeit ab mit der Begründung, daß er all seine Kräfte für einen (eingebildeten!) Rechtsstreit um das durch den Bürgerkrieg zwischen Nord und Süd etwas geschmälerte Vermögen einzusetzen habe.

Immer mehr verfiel er in Trübsinn, der sich zum erstenmal beim Abschied von London bei ihm gezeigt hatte, lebte still und zurückgezogen, von der Mutter gepflegt, und starb 1884 bald nach Vollendung seines 47. Lebensjahres als zweifelloser Geisteskranker, auch wohl infolge dieser Geistesstörung. Etwas objektiver und eingehender spricht sich über Morphy sein Biograph Maróczy aus:

„Nach 1869 hat Morphy keine einzige Partie mehr gespielt. Tiefe Melancholie schlug ihn immer mehr in ihre Banden und entwickelte sich allmählich zum Verfolgungswahne. Noch einmal, im Jahre 1867, hatte Morphy, dem Wunsche seiner Mutter, die sich davon eine günstige Wirkung versprach, nachkommend, Europa aufgesucht; die Anregungen und Zerstreuungen waren aber nicht imstande, sein verdüstertes Gemüt aufzuheitern. Von anderthalbjährigem Aufenthalt in Paris zurückgekehrt, wurden seine Angstzustände, sein Tiefsinn immer stärker, dermaßen, daß er, außer von seiner Mutter und Schwester, von niemand mehr etwas annahm, nicht einmal die Nahrung, weil er vergiftet zu werden fürchtete.“

In körperlicher Hinsicht ist wenig zu eruieren. Die lobpreisende Schilderung Langes lautet:

„Er war klein und schwächig im Aussehen, aber von zähem und festem Körperbau; die freie und edel gewölbte Stirn, überschattet von tiefschwarzem Haupthaar, das dunkel beleuchtete Auge von strahlendem Glanz und der etwas träumische Blick zeugten von sinnigem Geiste aus tief innerlichem Gedankenleben. Ein scharf geschnittener Mund und das fest begrenzte Kinn deuteten auf innere Willenskraft und Selbst-

beherrschung“. Aus dieser sehr subjektiv gehaltenen Schilderung und den mir zugänglich gewordenen 5 Photographien nebst einer Zeichnung und einer Abbildung der von Lequesne in Marmor ausgeführten Büste kann ich also für uns nur den kleinen und schwächtigen Körperbau, die recht hohe Stirn mit offener überdurchschnittlicher Schädelkapazität, das träumerische Auge und die frühzeitig — schon mit 20 Jahren — scharf hervortretenden Nasolabialfalten, vielleicht auch einen ungewöhnlich großen Unterkiefer entnehmen.

Welcher Art nun die Geisteskrankheit gewesen, ist heute schwer feststellbar. Wir nehmen natürlich keine psychischen Insulte an, sondern eine endogene, falsch eingestellte Keimanlage, die das unerhört große Schachgenie als einseitige Begabung bei sonstiger kaum den Durchschnitt erreichender geistiger Fähigkeit zeitigte. Es sind uns aus den Tournéen durch Amerika und Europa mehrere Reden wörtlich überliefert, die Morphy gehalten haben soll. Aber alle sind Dankreden, Preis des Schachspiels und Abwehr allzu großer Ehrungen. Wer weiß, ob sie so fließend gehalten wurden, als sie da geschrieben stehen, ob er sie allein ausgearbeitet hat, ob er sich lange auf diese offiziellen Reden vorbereitet hat usw. M. E. darf man in ihnen, die seine Lobpreise uns wiedergaben (wörtlich?), nicht so viel für seine Intelligenz herauslesen. Immerhin mag er damals noch in der Breite des Gesunden sich bewegt haben. Wo er anfängt, am Beruf zu scheitern, da setzt die Krankheit ein. Ob dieselbe nun eine Psychopathie war, auf die sich nachher eine andere Seelenstörung aufpropfte, oder ob schon da eine periodisch wiederkehrende Melancholie, die wir dann also dem manisch-depressiven Irresein zuzurechnen hätten, einsetzte, oder ob wir es von vornherein mit einer schubweise verlaufenden, melancholisch gefärbten Hebephrenie zu tun haben — läßt sich aus den vorliegenden Akten nicht mehr feststellen. Wir konstatieren nur das frühzeitige Auftreten¹⁾ einer einseitigen Begabung mit Ausgang in psychischer Schwäche.

Und in dieser Beziehung steht der Fall Paul Morphy nicht vereinzelt da. Ich erinnere nur an das musikalische Genie Mozart, das sich bereits im zartesten Knabenalter hervortat, und sich so früh verbrauchte, daß er kaum die Mitte seines 4. Lebensjahrzehntes erreichte; es steht allerdings keineswegs fest, daß er einem Gehirntod erlag, wie wir das als sicher bei Elisabeth Kulmann, dem nur 17jährig gewordenen Dicht- und Sprachgenie, und bei dem im 5. Lebensjahr verstorbenen Wunderkind Christian Heinrich Heineken anzunehmen berechtigt sind. Am meisten ähnelt der Fall Morphy dem schon als Knabe durch seine Rechenkunst berühmt gewordenen Zerah Colburn, der dieses Talent als Erwachsener verlor, sich in keiner Stelle behaupten konnte,

¹⁾ Wie ja auch der Schachmeister Steinitz von einer precocity („Frühreife“) Morphys, mit Recht m. E., urteilt.

nicht vorwärts kam und 36jährig starb. Zu den ungemein fruchtbaren und rastlos tätig gewesen Genies, die sich dadurch frühzeitig verbraucht zu haben scheinen, ist vielleicht auch Wilhelm Hauff zu rechnen; vielleicht gehört sogar der frühreife Hölderlin hierher.

So auffällig wie verschiedene uns bekannt gewordene Wunderkinder war nun allerdings Paul Morphy nicht, wir kennen ihn erst als zehnjährigen genialen Schachspieler. Aber vom 20. bis 24. Lebensjahre hat er offenbar seinen Geist so stark in Anspruch genommen, daß derselbe für ein langes Leben nicht ausreichte.

Und wenn wir annehmen, daß die amerikanischen Prüfungsanforderungen, die bereits einen 20jährigen zum Rechtsanwalt machen konnten, nicht sehr hoch gewesen und Morphy vielleicht noch besonders leicht gemacht worden sind, ist es vielleicht sogar — ich sprach ja bereits oben schon von der Möglichkeit einer leichten Imbezillität — möglich, ihn den Wunderkindern, wie sie Pilcz beschreibt, zuzurechnen:

Manche nur leicht Imbezille „sind schon in höherem Maße bildungsfähig, nicht nur in dem Sinne, daß sie zu verschiedenen Fertigkeiten herangezogen werden können, sondern sie vermögen sich auch einige der sogenannten Schulkenntnisse anzueignen. Gedächtnis und Merkfähigkeit sind manchmal sogar ausgezeichnet entwickelt. Erwähnenswert ist, daß sogar gelegentlich gewisse isolierte Fähigkeiten im Gegensatz zum allgemeinen Schwachsinn des betreffenden Individuums weit über das Durchschnittsmaß entwickelt sein können. Manche der musikalischen Wunderkinder oder Rechenkünstler gehören hierher“.

Kraepelin reiht die Wunderkinder den nervös Veranlagten an und sagt:

„Oft sind gewisse, ganz umschriebene Fähigkeiten in besonderer Weise ausgebildet, Formensinn, Farben-, Zahlengedächtnis, oder die ganze Richtung der geistigen Entwicklung ist eine auffallend einseitige; es findet sich großer Scharfsinn ohne Menschenkenntnis, weites Wissen ohne praktischen Blick, glänzende formale Begabung bei Unklarheit und Verschwommenheit der Begriffe. Sehr häufig begegnet uns geistige Frühreife; pflegen doch gerade die sogenannten Wunderkinder das Ergebnis krankhafter Veranlagung zu sein und sich in diesem Sinne weiter zu entwickeln.“

Aber derselbe Autor warnt auch davor, das wirkliche Genie als eine krankhafte Erscheinung, als eine Form der Entartung, zu betrachten. „Nur daran ist zu denken, daß jede sehr weitgehende Veredelung nach einer bestimmten Richtung hin leicht die allgemeine Lebenstüchtigkeit und die Widerstandsfähigkeit gegen krankmachende Einflüsse herabzusetzen pflegt. Ein Volk von Genies würde daher wahrscheinlich dem Untergange geweiht sein.“ Das einzelne Genie aber braucht sich seiner Eigenart nicht zu schämen und nicht zu versuchen, auf anderen Gebieten

zu dilettantieren. Wenn Morphy sich in diesen Entschluß verrannte, so sehe ich eben darin schon ein krankhaftes psychisches Symptom. Auf dem Schachbrett war er ein unerreicht dastehender Künstler und konnte sich mit diesem seinen Künstlertum genügen lassen.

Ein Wort noch über sein „Blindlingsspiel“. Es war ihm das zunächst neu, ohne Ansehen des Brettes zu spielen. Auf dem ersten Schachtournier, das er mitmachte, war ihm deshalb ein anderer Meister in dieser Beziehung überlegen. Aber in verblüffend kurzer Zeit hatte er sich auch das angeeignet, ein Beweis, wie sehr die einseitige Begabung einer den Rechenkünstlern nahestehenden Virtuosität vorherrschte. Damit verliert der Fall Morphy etwas von seinem für den Psychiater Ungewöhnlichen. Immerhin verdient der Vergessenheit entrissen zu werden, daß der größte Schachmeister, der je existiert hat, völlig einseitig begabt, vielleicht sogar leicht imbezill war, jedenfalls bereits in jungen Jahren nach einer Glanzperiode von wenigen Jahren geistig insuffizient wurde, im Kampf ums Dasein immer mehr versagte und in den letzten Lebensjahren vor dem früh erfolgten Tode ein ausgesprochener, pflegebedürftiger Geisteskranker war, der nicht nur kein Brett mehr anrührte, sondern auch zum genialen Spiel nicht mehr imstande war.

Dem allen ungeachtet soll aber sein Genie nicht geschmälert werden und der große Einfluß, den seine größtenteils uns überlieferten Schachpartien auf die Entwicklung dieser edlen Kunst gehabt hat und vielleicht — ich kann das nicht beurteilen, weil ich Schachamateur bin — auch jetzt noch ausübt, anerkannt bleiben.

Literatur.

Kraepelin, Psychiatrie, I. und IV. Band, Leipzig 1909 bzw. 1915. — Lange, Paul Morphy, sein Leben und Schaffen, 3. Aufl., Leipzig 1894. — Moebius, Anlage zur Mathematik, 2. Aufl., Leipzig 1907. — Pilez, Lehrbuch der speziellen Psychiatrie, 2. Aufl., Leipzig und Wien 1909. — Stanley, Morphys chess games, New York 1859. — Stern, Die differentielle Psychologie, Leipzig 1911. (Hier speziell auch die kurzen Literaturauszüge auf S. 446 u. ff.). — Swoboda, Das Siebenjahr, Wien u. Leipzig 1917. — Maróczy, Paul Morphy, Leipzig 1909.
